

## Clique und Claque.

Von Arthur Barde.

Das Genie den Ruhm durch That schafft,  
Doch Genies sind, ach, so selten,  
Und so hilft die Kameradschaft,  
Dass die Schwachen auch was gelten;  
Jeder sieht, wie er sich Rath schafft,  
Darum muss sich Jeder melden,  
Der da machen will sein Glück,  
Bei der einflussreichen Clique.

Grosses Schaffen ein Verdienst ist.  
Aber Beifall auch zu finden,  
Was dem Künstler erst Gewinnst ist,  
Sich die Menge zu verbünden,  
Da jed' Schaffen sonst Gespinnt ist,  
Dazu muss man sich verbinden  
Mit der Clique, denn im Sack  
Hat die Clique stets die Claque.

's ist der Masse Meister Thor,  
Wer da selbstlos strebt nach Schönem,  
Und der kleinen Geister Chor  
Wird bald spottend ihn verhöhnem,  
Laut im Umkreis preist der Chor  
Seiner Losung gold'nes Tönen:  
„Zu der Kunst gehört Geschick!  
Und die Claque und die Clique.“

---

## Welt !

Novellette von Anna Hasselbach, Strassburg.

Es war mir wie ein Traum. Ich, das Kind protestantischen Glaubens, in den geheimnissvollen, Andersgläubigen so schwer zugänglichen Mauern des katholischen Klosters!

Ueber mir rauschten die uralten, in letzter Blüthe stehenden Kastanien des Klostersgartens, geheimnissvolle Geschichten seiner Vorzeit erzählend, von klugen Jesuitenpatern, berühmten Feldherren und edlen Menschenfreunden, die wechselweise hier ihre Heimat gehabt.

Gerade auf der Grenze gelegen, und zwar in einer Provinz, deren Besitz zwei mächtige Völkerstämme seit Jahrhunderten sich streitig gemacht, war das Kloster nicht allzeit die Stätte tiefsten Friedens; nachdem die Jesuiten durch den Krieg vertrieben, hatte ein berühmter Eroberer es einem seiner hervorragenden Feldherren als Wohnsitz angewiesen, worauf es eine Weile in weltlichem Besitz verblieb, um aber schliesslich, nach noch etlichen Wandlungen, von frommen Schwestern geleitet, zur weiblichen Erziehungsanstalt zu werden. Und um diese Erziehungsanstalt kennen zu lernen, hatte ich den Zutritt im Kloster.

Vor etlichen Jahrzehnten abermals unter ein neues Regiment gekommen, hatte die Erziehungsanstalt einen grossen Theil ihrer Anziehungskraft eingebüsst. Die jungen Katholikinnen des früheren Vaterlandes kamen nicht mehr, die des neuen noch nicht, und da das Kloster seine Einnahmen zur Erhaltung eines ausgedehnten Waisenhauses wie einer Volksschule, also im Dienste grossartigster Wohlthätigkeit verwandte, so hatte die neue Regierung auf eine Zuschrift der Oberin bereitwilligst zugesagt, im Interesse dieser segensreichen Anstalt im Vaterlande zu wirken. Auf die Bitte des Unterrichtsministers war ich sodann hinübergefahren, die Verhältnisse kennen zu lernen, in hervorragenden Zeitschriften zu schildern.

In der hochwürdigen Frau Mutter hatte ich eine eben so fromme, wie kluge und weltgewandte Persönlichkeit kennen gelernt, die mich selbst in den ausgedehnten, von einem Riesengarten umschlossenen Anstalten umhergeführt und in die christlichen wie pädagogischen Grundgedanken des Stifters dieses Schulordens eingeweiht hatte. Geist und Form erschienen mir bewunderungswürdig, und, abgesehen von der Einsamkeit, dieser weltverlorenen Einsamkeit, würde ich mich an diesem heiligen Orte auch für längere Dauer sehr wohl befinden haben.

Aber diese gänzliche Abgeschiedenheit von der Zeit und ihren Ereignissen vermochten doch wohl nur die in der unerschütterlichen Disciplin der katholischen Kirche vollständig getödteten Sinne zu ertragen?

Selbst die Frau Oberin durfte, auch zur Ordnung ihrer geistlichen Geschäfte, das Kloster nur mit der Erlaubniss des Bischofs verlassen, und unter den Schulschwestern, die da schattenhaft im schwarzen Ordenskleid durch den Garten glitten, alle mit dem nämlich demüthig liebevollen Ausdruck der Selbstverleugnung auf den theilweise vornehm schönen Angesichtern, befanden sich welche, die seit fünfzehn Jahren diese Mauern nicht

verlassen hatten. Aber sollte nicht auch in den entsagungsvollsten Gemüthern von Zeit zu Zeit einmal die Sehnsucht nach der Welt und ihren Ereignissen sich regen?

Offen bekannte ich der Frau Oberin meinen Zweifel, ob man den Leib so ganz zu tödten vermöge. Ohne Fanatismus, aber mit felsenfestester Ueberzeugung erklärte die würdige Dame, dass wohl Niemand im Kloster sei, der nicht mit ganzem Herzen und ganzer Seele die Welt fliehe, die Welt, das grosse Chaos voll Leidenschaften und Unruhe. Nur hier im Frieden der Religion, in der Ertödtung irdischen Wollens, irdischen Verlangens war das Glück. Sie selbst, einer der ersten Familien des Landes entsprossen, und somit die Berührung mit den Kindern der Welt in reichstem Masse gewöhnt, scheute jede Rückkehr selbst in ihre Familie. Wer sie sehen wollte, musste sie im Kloster aufsuchen. Nein — kein Gedanke der Schwestern suchte jemals sehnsuchtsvoll die Stätte der Unruhen und Begierden.

Während unseres Gespräches begann die Glocke zum Adendgottesdienst zu rufen, und die Frau Oberin entschuldigte sich, wenn sie mich für eine Weile verlasse, doch wolle sie mich inzwischen der Obhut einer Schwester, die häuslichen Dienst habe, übergeben, was ich jedoch ablehnte, da es mir angenehm war, unter der Frische der Eindrücke stehend, eine kleine Ausarbeitung über das Kloster zu beginnen. So war ich denn gleich darauf mutterseelenallein.

Doch wollte mir's nicht gelingen, meine Gedanken sogleich mechanisch zu ordnen und ich überliess mich vorläufig dem Zauber meiner Umgebung.

Gerade mir gegenüber das in rothem Sandstein aufgeführte Klostergebäude mit bis zum Balkon des obersten Stockes hinaufreichender uralter Epheubekleidung. Um mich — ein Riesenrondell, auf dessen Mitte ein Heiligenbild mit rührendem Märtyrerantlitz thronte, umschliessend — das Kastanienwäldchen, welches das Kloster von den profanen Gebäuden, dem Waisenhaus und der Volksschule, schied und somit allem Getriebe der Weltlichkeit möglichst einen Wall bot. Dem Kloster entgegengesetzt, an der haushohen Gartenmauer am Abschluss des allecartig auslaufenden Wäldchens der kleine Klosterfriedhof im Schmuck blühender Lupinen und Akazien, die dem Tod sein Düsteres nahmen. — Dazu im Hintergrunde die tannengekrönten Anhöhen der beginnenden Gebirgskette und über all' dem der feierliche Klang der Klosterglocken. Ja, sagte ich, hier ist der Friede. Wo bleibt dein Zauber, o Welt?

\* \* \*

In diesem Augenblicke öffnete sich eines der Fenster im Erdgeschosse des Klosters und ein überraschend Bild nahm mein Auge gefangen. Schön wie ein Engel, aber todesbleich, Fieberflecke auf den schneeigen Wangen, ruhte eine Schwester im Krankenstuhl, den eine starke Hand soeben an die Umrahmung des Fensters rückte. Aus überirdisch schwärmerischen Augen blickte die Leidende auf die Schönheit des Gartens, den heiligen Frieden der Natur. Irrte ich mich — flog nicht auch ein sehnsuchtsvoller Blick hinüber, wo der Friedhof die letzte selige Ruhestatt verhies?

„Ja, schön war diese Sterbende, schön wie ein Engel des Todes.“

Mein Auge, meine ganze Seele waren so gefangen, dass ich den Blick nicht von ihr zu wenden vermochte — da wandte auch ihr Auge sich mir zu und plötzlich erhob sie matt die abgemagerte, aber trotzdem wunderschöne Hand und winkte mir.

„Hatte der Gruss wirklich mir gegolten? War es eine Bewillkommnung dem Gaste des Klosters? Oder verlangte die Schwester mich zu sprechen?“

Noch stand ich zögernd, ein ferneres Zeichen erwartend, als eine dienende Schwester zu mir trat und mir verkündete, Schwester Maria wolle mich sehen. Ich möge folgen.

Aber Schwester Maria sei krank, sehr krank, ich dürfe nur Augenblicke verweilen.

Noch heute sehe ich das schlichte, peinlich saubere, nur mit dem Nöthigsten ausgestattete Gemach. An der weissgetünchten Wand einige Heiligenbilder, auf dem Tischchen neben dem Bett ein Crucifix mit dem Erlöser. Neben der Kranken aber auf dem Fenstersims ein Strauss blühender Vergissmeinnicht, sommerschön, leuchtend in Frische und Ueppigkeit.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüsste mich Schwester Maria mit matter, kaum verständlicher Stimme.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte ich leise, mich, nachdem die dienende Schwester das Gemach verlassen, zur Seite der Kranken setzend.

„Ach,“ sagte Schwester Maria, „Sie kommen mir als Himmelsbote. — Wollen Sie einer Sterbenden einen letzten Wunsch erfüllen?“

„Was ich vermag.“

„Man sagte mir, Sie kommen aus Sch . . .?“

„Es ist meine jetzige Heimat.“

„Ach, dort ist es schön!“

Indem sie es sagte, schloss sie die Augen und ein Glanz überzog ihr Antlitz, als ob sie eine himmlische Vision sehe. „Ach, wie schön!“ wiederholte sie leise. Und dann: „Kennen Sie die Familie v. H . . .?“

„Nur das Besitzthum, ein schönes, am Quai gelegenes, alterthümliches Gebäude. Der Eingang mit grosser, blumenbesetzter Freitreppe, befindet sich an der Promenade — —“

„Und an der Rückseite des Schösschens am Quai der Garten. Wie das duftet im Mai, wenn die Rosen blühen, und wie die Nachtigall schlägt! Und wenn die kleinen Schiffe Abends auf dem Wasser fahren und die

Lieder zu uns herauf tönten, wenn wir im Mondenglanz auf der Terrasse waren. Wie war ich glücklich, und meine ganze Seele ist, nun ich scheiden soll, noch einmal dort. Hier fand ich den Frieden, aber dort war das Glück.“

Schwester Maria begann zu husten, indem sie die Hand auf die schwer athmende, abgezehrte Brust drückte, einen leisen, unheimlichen Husten. Dann lehnte sie sich ermattet zurück, um Kraft zu sammeln.

„In jenem Hause verlebte ich eine glückvolle Zeit, einen ach! unvergesslichen Sommer,“ fuhr sie fort. „Man liebte mich dort, hatte mich, die Heimatlose, im Freundeskreis aufgenommen. Trotzdem verliess ich sie ohne Abschied, ohne Aufklärung, um Frieden zu suchen hinter diesen Mauern. Keine Schuld trieb mich fort — nein! — nein! — ein Verhängniss, stärker als ich. Nichts hinterliess ich als einen Vergissmeinnichtstrauss, den ich auf der Schwelle des Hauses niederlegte als letzten Gruss. Und nun, da ich in das Land der seligen Geister gehe, möchte ich den Theuren nochmals ein Liebeszeichen senden. Wollen Sie diese Blumen, die ich bereit gehalten, denn ich wusste, dass der Himmel meiner grossen Sehnsucht einen Mittler senden werde, wiederum an der Schwelle meiner einstigen Heimat niederlegen? Die Geliebten werden dann wissen, dass mit dem Gedanken an sie die Freundin geschieden.“

„Ihr Wunsch soll mir ein heilig Gebot sein, Schwester Maria. Aber wird man die Blumen finden? Werden nicht ungehörige Hände sie nehmen? Gern will ich zu Ihren Freunden gehen — — —“

„Nimmermehr. Für die Welt bin ich lange, lange gestorben. Nur ein Geisterzeichen darf noch von Schwester Maria zu den Theuren sprechen. Grüsset sie — grüset sie — ach, grüset sie, holde Blütensterne!“

\* \* \*

Es war Mitternacht, als ich in der Stadt anlangte, eine himmlische Mondnacht, welche die Strassen und Häuser in verklärten Glanz tauchte und jedes Erkerchen, jedes Blumenbeet zeichnete wie am Tage. Wie in flüssigem Silber schwammen die schweren Dolden der Hortensien, die aus mächtigen Steinvasen die Balustrade der breiten Freitreppe des H...schen Besitzthums zierten. Das Haus lag im Schweigen, nur im Garten, wo Glühwürmchen ihr leuchtend Spiel trieben, schimmerte aus dunklem Gebüsch das matte Licht einer Ampel. Hier hatte Schwester Maria einst gelebt — geträumt — geliebt?

Neben die Steinvasen unter den Schatten der mächtigeren Blumenschwestern legte ich den sorgsam gehüteten Strauss mit dem innigen Wunsch, dass er seinen Zweck erfüllen, Schwester Maria's Scheidegruss übertragen möge. Da das Fabuliren mein Handwerk, träumte ich mir noch Mancherlei zusammen, was wohl der Anlass zu jener Flucht gewesen. Liebe zum Sohne des Hauses, verdammt von gewinnsüchtigen Eltern? Neigung, schmerzlich auferblüht zum Gatten der Freundin? Aber musste denn gerade die Liebe, die gewaltvolle Göttin, die Stifterin des Unheils gewesen sein? Wer mochte das Geheimniss lösen!

Die Nacht schlief ich wenig. Immerwährend verfolgte mich Schwester Maria's todesschönes Angesicht und ein wahrhaft glühend Verlangen erfasste mich, zu erfahren, ob meine Mission glücken werde. Der junge Tag stahl sich schön und glänzend in mein Zimmer, als ich mich erhob, ankleidete und hinaus eilte in den blühenden Morgen, dem H...schen Besitzthum zu.

Vom Morgenthau geküsst lag mein Sträusschen noch unberührt auf seinem Platz, aber die Hausthür stand schon geöffnet, und auf dem Fahrweg führte ein Reitknecht zwei edel schöne Pferde zum Besteigen bereit, auf und nieder.

Und jetzt, im eleganten Reitanzug, in der stolzen Kraft edelster Männlichkeit, erschien ein Herr auf der Freitreppe. Sein schönes, offenes Antlitz zeigte ernste, in diesem Augenblick schwermuthsvolle Züge. Auf den Stufen verharrend, schien er Jemand's Ankunft zu erwarten, aber seine Gedanken schweiften weit, weit ab von Gegenwart und Umgebung. Traumverloren irrte sein Auge in's Weite. Ob wohl in diesem Augenblick Schwester Maria's Seele entschwebte auf immerdar? Und da — — —

Noch niemals hatt' ich eines Mannes Angesicht sich also verändern sehen.

Im Morgenglanz funkelten die Vergissmeinnicht, jeder der kleinen Sterne ein lebendiger Gruss, und der Mann riss die kleinen Blüthen, die sein Auge plötzlich erspäht hatte, empor, drückte sie an seine Lippen, unzähligemale, leidenschaftlich, und dann stürzte er plötzlich in's Haus zurück. Wer weiss, was in dieser Seele sich regen mochte.

Einen Augenblick später aber erschien eine wenig hübsche, keineswegs aristokratisch aussehende Dame, deren gütiger Gesichtsausdruck die Mängel der äusseren Erscheinung allerdings aufwog, im Reitgewand vor dem Hause und rief, da sie Niemand vorfand, ungenirt laut: „Arthur! Arthur!“ „Der gnädige Herr waren soeben hier und sind jedenfalls gegangen, die gnädige Frau zu suchen,“ antwortete der Reitknecht.

Schwester Maria, Dein Geheimniss war entsiegelt. Deutlich empfand ich, wie Deine Schöne sich in's Herz des vermählten Mannes gestohlen, wie auch Du dem Verhängniss unterlagest. Ob der geliebte Mann Dir jemals ein Liebeswort gestanden, ob nur die Augen sich das Geheimniss der Herzen verrathen, wer mag es ergründen? Aber der selige Schmerz der Vergangenheit blieb Beiden unvergessen, ihm im Strom des Lebens, ihr, der Gottgeweihten im Schweigen der Klostermauern — — —

O Circe Welt! O Zauberin Liebe!

